

Wörter aus der Fremde

Für Ernst Müller

Falko Schmieder, Georg Toepfer (Hg.)

Wörter aus der Fremde

**Begriffsgeschichte
als
Übersetzungsgeschichte**

KULTURVERLAG KADMOS

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2018, Kulturverlag Kadmos Berlin
Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Umschlaggestaltung: readymade, Berlin

Umschlagfoto: Susanne Nilsson, CC BY-SA 2.0 (in Blau eingefärbt), <https://flic.kr/p/J3kySY>

Druck: Standart

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-373-1

FIGUREN DES DISKONTINUIERLICHEN: SPRUNG UND ÜBERSETZUNG

ERIK PORATH

DIFFERENZERFAHRUNG

Nachdem Schöpfungspläne und *invisible hands* an Überzeugungskraft verloren haben, hat die Differenzenerfahrung erheblich zugenommen. Je unklarer und unübersichtlicher das große Ganze geworden ist, desto mehr hat das »nicht-festgestellte Thier« (Nietzsche) – das sich selbst nicht zu finden weiß, vielmehr immerzu gewinnen und verlieren muss – sich mit den vorliegenden Brüchen und Lücken im Weltenbau, den Widersprüchen und Konflikten in der Lebenswelt und den trostlosen Aussichten auf Krankheit und Tod auseinanderzusetzen. Wenn der Schöpfer nicht antwortet und es kein einendes Band mehr gibt, das alles zusammenhält, bedarf es neuer Strategien der Orientierung sowie einer Aufmerksamkeit für die kleinen und großen Differenzen, Unvollkommenheiten und Unversöhnlichkeiten.

Solange der Faden, sei er auch nicht rot, einen Rückweg durchs Labyrinth gewährt, scheint wenigstens ein Ausweg nach rückwärts offen zu sein: ins Altbekannte und Gewohnte. Wie man jedoch das unübersichtliche Gewirr aus Gängen und Abzweigungen überhaupt erst erschließt, ist mit dem nur zum Eingang zurückführenden Faden eben nicht beantwortet. Der Faden der Ariadne, gerissen oder nicht, war nie ein Mittel zur Erschließung des Unbekannten, immer nur Rückversicherung, um an den Ausgangspunkt zurückzukehren. Was aber, wenn der Rückweg zwar bekannt, aber verschüttet und nicht mehr gangbar ist? Oder wenn der Faden gerissen ist, eine Erinnerungslücke im zu merkenden Wegeplan eintritt, und andere Mittel zum Erreichen des verlassenen Anfangs nicht zuhanden sind? Zeitgemäßer erscheint die heutige Ansicht, dass es sich um kein planmäßiges, mit festgelegtem Ausweg versehenes Labyrinth handelt, in dem wir uns befinden. Die Verhältnisse werden zunehmend komplexer: eine Überforderung. Wiederholt denkt der Hörer der mythischen Erzählung vom Minotaurus: Wann wendet sich der Blick endlich aus der Horizontalen in die Vertikale? Aus der Höhe sollte sich doch ein Überblick über das Labyrinthische gewinnen lassen. Doch dafür müsste man nicht nur die Gänge schon verlassen haben, sondern der Irrgarten auch endlich sein. Aber anders als im klassischen Labyrinth kennen wir weder die zielführenden Hinsichten oder die Anzahl möglicher Dimensionen, noch wissen wir, ob es einen Minotaurus gibt, eine figürliche Verkörperung der Todesgefahr. Schlicht gesagt: Wir kennen uns nicht aus, doch Nichtstun ist kein Ausweg.

SPRUNG ALS FIGUR DES DISKONTINUIERLICHEN

Ausweglosigkeit und Unbeugsamkeit stehen einander als Objektivität und Subjektivität gegenüber. Was also tun? Wenn Aufgeben keine Option ist, gilt es zu springen. Der Sprung ist ein heikles Geschehen, bei dem man nicht immer eine gute Figur macht, auch wenn man sich darum bemüht. Anthropologisch gesprochen, kommt der Sprung vor dem aufrechten Gang, aber mit der zivilisatorischen Denaturierung des *homo sapiens* wird der Sprung zum Kunststück, zu einem Mehr an Bewegung, einer Ausflucht aus einer Verlegenheit, einem Straucheln – mit der Hoffnung auf sichere Landung und festen Stand.¹ Springen muss man über Hürden und Gräben. Dabei überquert man zuweilen Grenzen, überwindet Höhen und Abgründe – nicht nur im realen Raum, sondern ebenso im Wissen: in Philosophie, Wissenschaften und Künsten, als ein probates Mittel, mit Inkonsistenzen umzugehen.

Im Denken über Natur hat der Sprung als Riss, als Unterbrechung und Störung der Ordnung seinen Stellenwert zugeschrieben bekommen: Georges Cuvier vertrat einen Katastrophismus² gegenüber einer kontinuierlichen Entwicklung der Naturgeschichte; die Mutation als unvorhersehbares Zusammenspiel von zufälliger Variation und Auslese wirkt sich in Charles Darwins Evolutionstheorie innovativ aus; Max Planck fügt den Quantensprung als Grundverhältnis in die moderne Mikrophysik ein. Während im Mainstream des europäischen Denkens seit der griechischen Antike es der Natur auferlegt war, keine Sprünge zu machen, hat Planck ihr jene Kontinuität auch im Bereich der kleinsten Elemente genommen. Über die Atomphysik und Biologie hinaus ist der Sprung als Substanz-Dualismus und Leib-Seele-Problem seit Descartes dem neuzeitlichen Wissen eingeschrieben: Sprung ist nötig und am Platze überall dort, wo es keine geregelten Übergänge gibt. Der Parallelismus, der für den psycho-physischen Spalt erdacht wurde, enthält als geometrische Metapher mehr Regelmäßigkeit und Bestimmtheit, als es den tatsächlichen Verhältnissen zwischen Körper und Geist entspricht.

So ist es nicht überraschend, dass Sigmund Freud sich des ›Sprungs‹ (und anderer Bilder des Diskontinuierlichen wie das ›Hinken‹) als Vokabel und als Figur bedient, um das Rätsel der Hysterie zu umschreiben. In der zeitgenössischen Medizin, insbesondere der Neurologie, mit der Freud sehr vertraut war, findet sich jenes Phänomen wieder, das zu einem intellektuellen Sprung Veranlassung gibt: Die Hysterie gibt – wissenschaftsgeschichtlich – erneut die Gelegenheit, über den Zusammenhang zwischen Seelischem und Körperlichem nachzudenken und die strikte Trennung beider Sphären in Frage zu stellen. Der »rätselhafte Sprung aus dem Seelischen ins Körperliche«,³ mit dem Freud die klinischen Phänomene der Hysterie zu fassen versucht, wird von ihm schon 1894, in der Frühphase der Ausarbeitung der Psychoanalyse, »Konversion«⁴ genannt. Interessanterweise werden hier also zwei ebenso bildhafte wie historisch aufgeladene Begriffe – »Sprung« und »Konversion«⁵ – miteinander verschränkt.

ÜBERTRAGUNG, ÜBERSETZUNG, TRANSPOSITION – ÜBER ABGRÜNDE: DREI MODELLE

1. *Physiologisch-metaphorologisch: Friedrich Nietzsche*

Schon vor der neuroanatomischen Entdeckung des synaptischen Spalts (bzw. *gap junctions*) in den Kontaktzonen zwischen verschiedenen Neuronen, die die Modulation der Signalübertragung im Nervensystem gewährleisten, begann sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die neurophysiologische Kunde zu verbreiten, dass die Wahrnehmung durch Sinnesorgane eine spezifische Transferleistung erfordert: eine Übersetzung von physikalischen Phänomenen der Außenwelt in körpereigene Reize – wobei letztere offenbar von unterschiedlicher Natur sein konnten und anderen Gesetzmäßigkeiten folgten, als die auf den Körper treffenden physikalischen Ereignisse. Friedrich Nietzsche war einer der ersten Philosophen, die daraus radikale Konsequenzen für die Erkenntnistheorie zogen: Der Mensch, alles andere als ein Erkennender der ›Dinge an sich‹, sondern ein »Sprachbildner«, »bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrücke die kühnsten Metaphern zu Hülfe: Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! zweite Metapher. Und jedes Mal vollständiges Überspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue.«⁶ Nietzsches Ausruf »welche willkürlichen Übertragungen!«⁷ spitzt das wahrnehmungs- und erkenntnistheoretische Drama zu: Das Hinüberspringen in andere Sphären wird mit der sprachlichen Figur der Metapher belegt und als ungerechtfertigte Übertragung ausgestellt, ohne jedoch deren lebenspraktische Funktion zu leugnen. Nicht Wahrheit, sondern die Illusion, des Wahren inne zu werden, steht am Anfang des menschlichen Lebens und der Kultur.

2. *Philologisch-religionsphilosophisch: Walter Benjamin*

Walter Benjamin vertrat ein halbes Jahrhundert später eine Konzeption des philologischen Übersetzens, das die anzuerkennenden Abgründe des tatsächlichen Nichtverstehens zwischen den Sprachen religionsphilosophisch auflädt: Übersetzung »besteht darin, diejenige Intention auf die Sprache, in die übersetzt wird, zu finden, von der aus in ihr das Echo des Originals erweckt wird.«⁸ Die Aufgabe des Übersetzers in nachbabylonischer Zeit hat Benjamin als eine doppelte beschrieben: Zum einen soll die trennende Fremdheit des anderssprachigen Textes möglichst erhalten und in der eigenen Sprache zur Geltung gebracht werden, indem vor allem dessen *Form* übertragen wird, was zugleich bedeutet, Konventionen des Sprachgebrauchs, »morsche Schranken der eigenen Sprache«,⁹ zu zerbrechen. Zum anderen gehe es darum, über die wechselseitige Fremdheit der real existierenden Sprachen – jener Sprachverwirrung, in deren Bann wir seit biblischen Zeiten stehen – hinauszugelangen, indem die ›reine‹ vorbabylonische Sprache, deren Echo noch in allem Sprechen liegt, zur Geltung gebracht werde. Das Verfremden der

eigenen Sprache wird so zum Königsweg des Übersetzers, wiederum in zweierlei Hinsicht. Einerseits können die verschiedenen Sprachen einander durch Übersetzungen beleuchten: »Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht. Sondern läßt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen.«¹⁰ Andererseits dient die Veränderung der eigenen Sprache nicht nur der Durchlässigkeit für das zu übersetzende fremdsprachige Original, sondern befördert in eins damit die Befreiung der reinen Sprache aus der Vergessenheit und Entstelltheit aller jetzigen Sprachen: »Jene reine Sprache, die in fremde gebannt ist, in der eigenen zu erlösen, die im Werk gefangene in der Umdichtung zu befreien, ist die Aufgabe des Übersetzers.«¹¹ Der real existierende Abgrund zwischen den Sprachen erweist sich als Möglichkeit der Übersetzung, weil aus ihm eine ganz andere, vergessene, nämlich die reine Sprache zur Geltung gebracht werden könne.

3. *Informationstheoretisch-medienwissenschaftlich: Friedrich A. Kittler*

Friedrich Kittler hat den Schritt von der (hermeneutisch kontaminierten) »Unübersetzbarkeit« zur informationstheoretischen »Medientransposition« vollzogen: Weil es kein gemeinsames Drittes zwischen Medien verschiedener Formate, also kein Universalmedium – das hieß einmal Weltäther – gibt, an das ein Übersetzer appellieren könnte, bleibt bloß ein Transponieren nach Maßgabe medienspezifischer Möglichkeiten, und das schließt unabdingbar Verluste ein. Medien selbst sind immer Resultat bestimmbarer historisch-sozialer Bedingungen und technisch-materialer Gesetzmäßigkeiten, die in intersubjektiven Konstellationen in Erscheinung treten. Dieser unausweichliche Perspektivismus lautete bei Marshall McLuhan soviel wie, dass der Inhalt eines Mediums immer ein anderes Medium sei. Kittler bringt diese wechselseitige Irreduzibilität in die Formel: »Gegeben sei ein Medium A, organisiert als abzählbare Menge diskreter Elemente $E(a_1) \dots E(a_n)$, dann besteht seine Transposition ins Medium B darin, die internen (syntagmatischen und paradigmatischen) Beziehungen zwischen seinen Elementen auf die Menge $E(b_1) \dots E(b_m)$ abzubilden. Daß die Elementenanzahlen n und m und/oder die Verknüpfungsregeln kaum je identisch sind, macht jede Transposition zur Willkür oder Handgreiflichkeit. Sie kann nichts Universales anrufen und muß, heißt das, Löcher lassen.«¹²

Darstellung des einen Mediums durch ein anderes meint zugleich eine Zäsur, die bloß unter Verlust, mit Auslassungen, überschritten werden kann. Jedoch ohne den Übergang, das heißt Kontrast, der Medien gäbe es keine Darstellung und folglich kein Dargestelltes. Jeder Medientransposition unter technischen Bedingungen, die z. B. die durch die zeitgenössische Datenverarbeitung gesetzten Standards erfüllt und Reibungslosigkeit verspricht, bleibt Unsicherheit eingeschrieben, lässt sich doch kein universelles wie punktuell gemeinsames Medium positiv benennen, das Überbrückung durchgängig zu leisten vermag. So müssen Berührungen des Verschiedenen in Zeit und Raum genügen, um den Bezug über Grenzen hinaus zu

gewähren, ohne diese zu tilgen. Damit rückt der Begriff der *Übertragung* in allen seinen Bedeutungen ins Zentrum der Problematik. Und aus der Psychoanalyse weiß man, dass es hierzu der (freien) Assoziation – einer Phantasietätigkeit im Modus von Kontiguität und Ähnlichkeit, von Metonymie und Metapher – und einer (gleichschwebenden) Aufmerksamkeit bedarf, die sich den eigentümlichen Gesetzmäßigkeiten zuwendet, welche im Sprechen und Verstehen über die Abgründe zwischen Stimme und Gehör hinweg merklich werden.

SEINS-, WISSENS- UND HANDLUNGSORDNUNGEN UND DIE DISKONTINUITÄT

Aus dem Selbstverständlichkeitverlust der von der vorherrschenden Tradition des abendländischen Denkens geschätzten Grundbegriffe wie Sein, Ganzheit, Einheitlichkeit, Vernunft, Ordnung, Zusammenhang und Kontinuität ist – hier und da auch schon vor der Heraufkunft der sog. Postmoderne – die Konsequenz gezogen worden: Kategorial gleichberechtigt sind auch die entsprechenden Gegenbegriffe (Nichts, Unvollständigkeit, Vielheit, Wahnsinn, Chaos, Fragment, Unterbrechung und Wechsel) als Analysemöglichkeit zur Geltung zu bringen, das heißt entweder dialektisch produktiv zu machen oder dekonstruktiv einzusetzen, um den Fundierungsanspruch der Grundbegriffe anzugreifen.

Zu unterscheiden sind auf der argumentativen Ebene der begrifflich-logische Status, auf sprachlich-syntaktischer Ebene der figural-metaphorische Status und auf pragmatisch-semantischer Ebene der lebensweltlich-situative Status, den die genannten Grundbegriffe in jenen spezifischen Konstellationen innehatten, in denen sie im Laufe der Geschichte aufgetaucht sind. Für eine systematisch-historische Erhellung des Verhältnisses von *Kontinuität* und *Diskontinuität* ließen sich die räumlichen Implikationen (z. B. Riss, Abgrund, Rand, Schwelle, Grenze, Niemandsland) ebenso analysieren wie die zeitlichen (Zäsur, Anfang und Ende, Plötzlichkeit, Irreversibilität, Unzeit, Utopie) und die symbolisch-diskursiven Dimensionen (Stottern, Verstummen, Zufall, Ausnahme, Unsinn).

Eine Fokussierung auf Diskontinuität würde zum einen die kognitiv-symbolischen Ordnungen in den Blick nehmen, in denen sich subjektiv-intersubjektive Orientierung zwischen Desorientierung, Selbsttäuschung und Enttäuschung vollzieht; zum zweiten die pragmatischen Kontexte – Überraschungen, Störungen, Pannen, Opfer –; zum dritten die phänomenologisch-ontologischen Strukturen von Sein und Werden, Welt und Gegenständen, Geschehen und Wandel. Zu letzteren zählt auch das Feld der ästhetischen Erfahrung: Trotz Friedrich Nietzsches Funktionsbestimmung, die Kunst verwandele das Entsetzliche und Absurde ins Erträgliche, Erhabene oder Komische, gilt das Interesse der Kunst seit der klassischen Moderne ihren »Entstaltungstendenzen«,¹³ den »Künsten des Zufalls«¹⁴ und den »Grenzwerten des Ästhetischen«, strebt doch die ästhetische Idee »zu einem sonst Unerfahrbaren«.¹⁵

So hat Albrecht Koschorke zurecht vom »Banner der *Diskontinuierung*« gesprochen, unter dem die Avantgarde der Normalität begegnet, so dass sich »historische Serien von Leitwörtern« zusammenstellen ließen, »die ästhetische Abweichungen oder ästhetischen Widerstand akzentuieren«. ¹⁶ Gegen die Annahme eines per se negativ-subversiven Verhältnisses der Kunst der Moderne zur gesellschaftlichen Wirklichkeit spricht allerdings die allenthalben zu beobachtende profitable Koexistenz von Herrschaft und Kritik, von Kunst und Kommerz (die Avantgarde als Treibstoff des Kunstbetriebs) sowie von sozialer Randständigkeit und ökonomischem Schrittmacher (das künstlerische Prekariat als Gentrifizierungsagent). Kann man das einen produktiven Widerspruch nennen? Oder kreative Zerstörung? Es muss derzeit offen bleiben, was am Ende unserer Gegenwart mit ihren Diskontinuitäten überwiegen wird: die List der Vernunft, deren Konsequenzen keineswegs positiv für alle Beteiligten sind, oder ein Scheitern aus Unvernunft, das trotz der destruktiven Auswirkungen für ganze Bevölkerungsteile der menschlichen Existenz auf diesem Planeten bisher kein Ende bereitet hat.

Siehe auch: *Apokalypse, Coming out, Moderne, Streikbrecher*

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Kurt Bayertz: *Der aufrechte Gang: Eine Geschichte des anthropologischen Denkens*, München 2012.
- 2 William Whewell (1794–1866) prägte 1832 diesen Begriff. Georges Cuvier (1769–1832) kann als Begründer des Katastrophismus gelten: Seine Kataklysmentheorie geht (gegen den Gradualismus) davon aus, dass am Ende einzelner geologischer Epochen alle Tiere und Pflanzen in einem bestimmten Gebiet durch riesige Naturkatastrophen (»Revolutionen«) vernichtet wurden.
- 3 Freud spricht im Zusammenhang mit Hysterie von einem »Sprung aus dem Seelischen in die somatische Innervation – die hysterische Konversion –, den wir mit unserem Begreifen doch niemals mitmachen können.« Sigmund Freud: »Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose« (1909), in: ders.: *Studienausgabe*, Bd. VII, Frankfurt a. M. 1982, S. 31–103, hier: S. 36. Auch später verbindet Freud mit der Hysterie »jenen rätselhaften Sprung aus dem Seelischen ins Körperliche«. Ders.: »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse« (1916/17), in: ders.: *Studienausgabe*, Bd. I, S. 259.
- 4 »Bei der Hysterie erfolgt die Unschädlichmachung der unverträglichen Vorstellung dadurch, daß deren *Erregungssumme ins Körperliche umgesetzt* wird, wofür ich den Namen der *Konversion* vorschlagen möchte.« Sigmund Freud: »Die Abwehr-Neuropsychose« (1894), in: ders.: *Werke aus den Jahren 1892–1899. Gesammelte Werke in Einzelbänden*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1952, S. 57–74, hier: S. 63.
- 5 Vgl. Ernst Müller: »Poetik romantischer Konversion. Der Fall Zacharias Werner und seine literarische Fortschreibung«, in: *Figuren der Konversion. Friedrich Schlegels Übertritt zum Katholizismus im Kontext* (Schlegel-Studien), hg. v. Winfried Eckel/ Nikolaus Wegmann, Paderborn u. a. 2014, S. 263–285.
- 6 Friedrich Nietzsche: »Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne« (1873), in: *Kritische Studienausgabe*, hg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari, München u. a. York ²1988, Bd. I, S. 873–890, hier: S. 879.
- 7 Ebd., S. 878.
- 8 Walter Benjamin: »Die Aufgabe des Übersetzers« (1921), in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt a. M. 1972, Bd. IV/1, S. 9–21, hier: S. 16.
- 9 Ebd., S. 19.
- 10 Ebd., S. 18.
- 11 Ebd., S. 19.
- 12 Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800 1900*, München 1985, S. 271.
- 13 Dagmar Buchwald: »Gestalt«, in: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, hg. v. Karlheinz Barck u. a., Stuttgart/Weimar 2000–2005, Bd. II, S. 820–861, hier: S. 854.
- 14 Peter Gendolla/Thomas Kamphusmann (Hg.): *Die Künste des Zufalls*, Frankfurt a. M. 1999.
- 15 Robert Stockhammer: »Einleitung«, in: *Grenzwerte des Ästhetischen*, hg. v. ders., Frankfurt a. M. 2002, S. 19.
- 16 Albrecht Koschorke: »System. Die Ästhetik und das Anfangsproblem«, in: *Grenzwerte des Ästhetischen*, S. 146–163, hier: S. 147.